©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

Zielkonflikt: Jagd – Naturschutz

von Georg Steinbacher

Vor kurzem brachte die Tagespresse die Meldung, daß im Jagdjahr 1977/78 im Landkreis Oberallgäu 2700 Tiere des 4800 Stück großen Rehwildbestandes und 2100 Tiere des 3600 Stück großen Rotwildbestandes abgeschossen werden sollen, um das oekologische Gleichgewicht von Wild-, Wald- und Weidewirtschaft aufrecht zu erhalten.

Im 65. Bericht unseres Vereins 1961, S. 18–20 hat Dr. W. Issel unter der Überschrift „Aus Schwabens Wildbahnen" die Bestandszahlen der jagdlich interessanten Wildarten für das Jagdjahr 1960/61 für unseren Regierungsbezirk bekanntgegeben, die ihm die Höhere Jagdbehörde für die Privatreviere mitteilte und die auf den Angaben fußen, welche die einzelnen Jagdberechtigten gemacht haben; die Bestandszahlen aus den staatlichen Revieren sind in ihnen nicht enthalten. Die Regierung von Schwaben war als Jagdbehörde so liebenswürdig, uns die gleichen Zahlen für das Jagdjahr 1976/77 zu übermitteln und zwar wiederum ausschließlich für die Privatreviere, so daß wir beide einander gegenüberstellen können. Das ist in der folgenden Tabelle geschehen, die gebietlichen Veränderungen, die in der Zwischenzeit erfolgten, wurden dabei nicht berücksichtigt.

Bestände der einzelnen Schalenwildarten

	1960/61	1976/77
Rehwild	62489 Stück	79493 Stück
Rotwild	5154 Stück	7129 Stück
Damwild	178 Stück	136 Stück
Muffelwild		88 Stück
Gamswild	4678 Stück	3896 Stück

Diese Zahlen überraschen. Das Gamswild ist weniger geworden, sein Bestand sank um 18%. Man darf wohl annehmen, daß sich hier die schnell anwachsenden Zahlen der Skiläufer, die Erschließung immer weiterer Skigebiete durch eine Unzahl von Liften widerspiegeln.

Erstaunlich ist der Anstieg der für das Rotwild genannten Zahlen um 40%, zweifellos eine Folge unseres Wohlstandes, der es vielen Revierinhabern ermöglicht, hohe Kosten für Wildschaden und Winterfütterung zu übernehmen. Doch wird vor allem der Naturfreund die Frage stellen müssen, ob hier nicht das Pflanzenkleid, besonders der Gebirgswälder Schaden nimmt, ob nicht beliebte Futterpflanzen zu stark beäst, zurückgedrängt werden oder gar aussterben, ob nicht der Bergwald als Ganzes durch die zu große Wildmenge besonders in den Verjüngungen unerträglichen Schaden nimmt. Das Muffelwild erscheint neu in der Statistik, das Damwild hat, und das überrascht eigentlich, an Zahl abgenommen. Das Anwachsen des Rehwildbestandes um 18% auf etwa 10 Stück je 100 Hektar ist geradezu bedrohlich. Hier ist zweifellos eine kaum noch vertretbare Zunahme zu verzeichnen. Es wird auch bereits erkennbar, daß bestimmte Pflanzenarten, die besonders gern vom Rehwild angenommen werden, wie die verschiedenen Wildrosenarten, heute schon auf weiten Flächen ausgestorben sind. Hier hat ersichtlich eine Tierart zum Schaden anderer Lebewesen überhand genommen. Obwohl also die Bevölkerungsdichte im Bereich der Bundesrepublik erstaunlich hoch ist und unsere Landwirtschaft immer intensiver arbeitet, sind unsere Wildbestände in wirklich beachtlichem Maße angestiegen.

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

Gleichzeitig ist im Laufe der Jahre die Zahl der Jagdscheininhaber in der Bundesrepublik und auch bei uns angewachsen. Für die Bundesrepublik liegt sie nunmehr zwischen 250 000 und 300 000, obwohl die Fläche unseres Staates nur rund 220 000 qkm umfaßt. Wenn man davon die vielen Hektar abrechnet, die nicht bejagt werden können, sondern von Siedlungen, Straßen, Gewässern, Sportplätzen, Industriewerken, Eisenbahnen, von der Bundeswehr eingenommen werden, so verbleibt nur ein erheblich geringerer Betrag, der weiter durch die vielen Gebiete verringert wird, die sich in der Hand der Länder und Kommunen befinden und von den Forstbediensteten selbst bejagt werden, also der Masse der Jäger nicht zur Verfügung stehen. Man muß die Dinge wohl so sehen, wie sie leider sind. Schon heute entfallen statistisch bei uns auf 100 ha Land – die nicht bejagdbaren Flächen abgerechnet – bereits zwischen 1,5 und 2 Jäger. Ein Jagdscheininhaber kann nun nicht ohne weiteres jagen; er muß nach unserem Jagdrecht entweder ein eigenes Jagdrevier besitzen, ein solches pachten oder zumindest von einem Revierinhaber die Genehmigung zur Jagdausübung in seinem Bereich erhalten. Leider ist das Angebot an Jagden gering, die Zahl der Interessenten aber groß. Die ganz überwiegende Zahl der Jagdscheininhaber ist auf das Entgegenkommen der Revierinhaber angewiesen, weil sie gar nicht in die Lage kommt, selbst ein Revier zu pachten, zumal nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage die Pachtzinse immer höher getrieben werden und der Moment sich zu nähern droht, in dem es ausschließlich eine Frage des Geldbeutels ist, ob sich jemand eine Jagd leisten kann oder nicht! Die Verbände der Jägerschaft fordern deshalb, daß in Zukunft niemand mehr als ein Jagdrevier innehaben darf, daß die Größen der Reviere herabgesetzt, vermindert werden, damit die Zahl vermehrt wird, damit das Angebot reguliert wird, damit der Pachtzins wieder erschwinglich wird. Es wird weiter gefordert, daß die ortsansässigen Interessenten gegenüber den auswärtigen bevorzugt werden. Es ist aber fraglich, ob solche Maßnahmen geeignet sind, dem Übel, dem Reviermangel, wie es die Masse der Jagdscheininhaber sieht, abzuhelfen. Es ist viel eher zu befürchten, daß die Zahl der Jagdscheininhaber in die Höhe schnellt, wenn die Hoffnung erblüht, leichter Revierpächter werden zu können. Bisher hat man sich erfolglos bemüht, den Zugang an neuen Jagdscheininhabern zu bremsen, indem man die Prüfungen, die für seinen Erwerb erforderlich sind, erschwert hat; dieser Versuch ist aber offensichtlich fehlgeschlagen. Der steigende Wohlstand, die Jagd als Standardsymbol, der Trend, das Wochenende im Grünen zu verbringen, sich eine Jagdhütte als Wochenend verschaffen zu können, veranlassen immer mehr Menschen, sich selbst im fortgeschrittenen Alter recht unbequemen Lehrgängen und Prüfungen zu unterziehen.

Die Zahl der potentiellen Jäger ist zweifellos für unser Jagdsystem zu groß. Nun ist es sehr begreiflich, daß diese letztlich auch Wert auf jagdliche Beute, auf das Schießen von Wild legen, wenn auch heute immer wieder und auffällig laut betont wird, daß das Schießen, das Beutemachen bei der Jagd keineswegs die Hauptsache sei. Aber wenn man sich zu Beginn des Jagdjahres Jagdschein und Versicherung und vor Beginn des Jagens Waffen, Munition, Bekleidung, Literatur für nicht wenig Geld beschaffen, ja sogar vielleicht für tausende von Mark ein Revier pachten muß, ist es nur allzu verständlich, daß der Normaljäger dann auch Beute sehen möchte.

Wie sieht es nun aber beim Wild aus? Es obliegt gar keinem Zweifel, daß die Flurbereinigungen, denen sich heute unsere Feldmarken immer wieder in gewissem Abstand unterziehen müssen, langsam aber sicher jeden Feldrain und jedes Sumpfloch, die Masse der Hecken, selbst kleine Ödflächen, Baum- und Buschgruppen ausräumen. Diese aber sind für das Niederwild, insbesonders für Hase und Rebhuhn lebensnotwendig, sie brauchen sie als Deckung und Äsungsflächen, damit sie selbst und ihr Nachwuchs bestehen können. Man braucht nur im Winter durch eine wie üblich flurbereinigte Feldmark zu wandern, um

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

zu erkennen, daß hier kaum noch Raum für Niederwild vorhanden ist. Dazu kommen die Asphaltierungen der Wege, die chemischen Verfahren zur Bekämpfung der tierischen Schädlinge, der Pflanzenkrankheiten, der Autoverkehr, die in ihrer Gesamtheit das Niederwild reduzieren. Es gibt Reviere, in denen nach der Flurbereinigung die Strecke an Hasen und Rebhühnern auf knapp 10% absank!

Wie immer sucht man Schuldige: die Abnahme des Niederwildes darf nicht ein Ergebnis der Flurbereinigung, der intensiven Landwirtschaft und schon gar nicht Schuld der Überzahl der Jäger sein; obwohl man in der heutigen Situaiton fordern müßte, die Zahl der Jäger in jenem Maß zu reduzieren, zu verringern, in dem die Menge des Niederwildes abnimmt. Man fordert aber seitens der Jagdverbände gerade das Gegenteil, nämlich Verkleinerung, Vermehrung der Reviere, Maßnahmen, die sich wiederum nur nachteilig auf Hase und Rebhuhn auswirken können. Man hat auch bereits schnell, sachkenntnislos und voreilig einen weiteren Schuldigen entdeckt, der sich leider nicht wehren kann, den äußerst nützlichen, vorwiegend von Nagern lebenden Mäusebussard. Ein Jäger aus der Spitze eines Landesjagdverbandes ging jüngst in aller Öffentlichkeit so weit, seine Zuhörerschaft fast unversteckt aufzufordern, den Mäusebussard, der heute bei uns ständig Schon-, aber keine Schußzeit hat, somit gar nicht bejagt werden darf, unter der Hand abzuschießen, also strafbare Handlungen zu begehen. Er drohte weiter an, daß die Jäger, falls für die Bussarde keine Schußzeit geschaffen würde, diese dann auch gegen den Willen des Gesetzgebers praktisch einführen würden. Das ist ein wirklich nicht mehr zu verantwortendes Verhalten. Es wird notwendig sein, daß die in Bayern neu entstehende Naturwacht sich im Rahmen ihrer Tätigkeit darum kümmert, daß solchen Gesetzesverächtern und Frevlern an unserer Natur schnellstens das Handwerk gelegt, der Jagdschein entzogen wird!

Rebhuhn und Hase sind wichtige Glieder unseres Niederwildbestandes. Dazu rechnen weiter die Enten, der Fasan. Die bei uns brütenden Schwimmvögel haben leider durch die Korrektur der Wasserläufe, die Trockenlegung selbst kleinster Sümpfe, das Zufüllen der Altwässer sehr bedauerlich abgenommen. Eine Ausnahme macht allein der Fasan, ein halbes Haustier, dessen Zahl immer wieder durch neue Aussetzungen mit Hilfe künstlicher Aufzuchten gehoben wird. Vielerorts kann er sich trotzdem nur dadurch auf beachtlicher Höhe halten, weil man ihn vom Herbst bis zum Frühjahr ausreichend füttert und seine Feinde wie etwa den Habicht rücksichtslos ausrottet.

Wenn man unser Schalenwild betrachtet, zeigt sich nur allzu deutlich, daß der Bestand an Reh- und Rotwild unaufhörlich gestiegen ist. Nun werden beide Wildarten planmäßig bejagt. Die Revierinhaber melden den Wildbestand, die Jagdbehörde setzt seit Jahrzehnten den Abschuß so fest, daß der Wildbestand nicht gemindert, aber auch nicht sonderlich vermehrt, vielmehr auf erträglicher Höhe gehalten wird. Das Ansteigen der Wildbestandszahlen aber beweist, daß die Revierbesitzer entweder zu geringe Zahlen gemeldet haben bzw. der Abschuß zu gering festgesetzt oder nicht in voller Höhe durchgeführt wurde: daher das Ansteigen auf die heutige Stärke. Betrachten wir zunächst das Rotwild. Trotz vieler Widerstände ist sein Vorkommen heute durch entsprechende Verordnungen auf bestimmte Gebiete beschränkt worden. Hier wird es fast überall im Winter, oft aber den Sommer hindurch ganzjährig gefüttert. Die Qualität der Geweihe hat sich gegen frühere Zeiten wesentlich gebessert, weil man einmal gut veranlagte Hirsche so lange leben läßt, daß sie mit 11–13 Jahren die Periode stärkster Geweihbildung erreichen können. Dann aber hat jeder Revierinhaber gelernt, daß der Hirsch nur das an Geweihbildungsmasse in der Trophäe ablagern kann, was er zuvor an phosphor- und kohlesaurem Kalk mit seiner Nahrung aufgenommen hat. Unser Wirtschaftswald kann vom Rotwild nur zu einem kleinen Teil, etwa 7%, als Äsungsfläche genutzt werden: so ist er vielerorts nicht in der Lage zumindesten den Winter über das Großwild ausreichend zu ernähren. Man gleicht das Fehl

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

durch zusätzliche Fütterung aus, denn man hat aus dem Beispiel der berühmten Rotwildreviere wie Rominten, Johannesburger Heide, Elchwald, Schorfheide gelernt, in denen man das Schicksal der einzelnen Hirsche genau verfolgte und in denen erprobt wurde, wie sich das Futter auswirkt, wie es zusammengesetzt sein muß und wieviel man zu verabreichen hat, um als Ergebnis stattliche Trophäen zu erzielen, die den Erleger zufriedenstellen. Trotzdem aber zeigt sich nun, daß durch die starke Zunahme an Rotwild die Schäden vor allem im Wald unerträglich werden. Das Wild, das nun mühelos und in kurzer Zeit an den Fütterungen seinen Nahrungsbedarf befriedigen kann und nicht mehr mühsam seine Äsung suchen muß, langweilt sich und schält nun, wenn es um die Fütterungen herumsteht, die Rinde der Nutzbäume, so daß diese eingehen. So muß das Rotwild an Zahl verringert werden, damit die Schäden im Forst nicht überhandnehmen. Durch die Fütterung im Sommer wurden die Äsungsflächen zunächst entlastet und konnten sich erholen, während sie nun durch die Zunahme des Rotwildes wieder zu stark belastet werden.

Das Rehwild besiedelte im Urzustand keineswegs wie heute sein gesamtes Verbreitungsgebiet gleichmäßig. Seine Hauptfeinde Wolf und Luchs verhinderten dies. Es kam vielmehr nur inselartig in geringer Zahl an besonders günstigen Plätzen mit dichtem Unterholz, auf Jungwuchsflächen nach Windbruch oder Waldbrand, stets nur bei reicher Strauchschicht vor. Hier ist das Reh in seinem Fluchtverhalten mit den hohen Sprüngen über die Hindernisse hinweg dem flach dahin galoppierenden oder scharf trabenden Wolf, den das Buschwerk stark behindert, zweifellos überlegen. So findet man es unter naturähnlichen Verhältnissen z. B. in den Karpathen an solchen Plätzen, und zwar in relativ sehr geringer Dichte, die weit unter jener in der Kulturlandschaft liegt. E. Schäfer teilt mit, daß er in den ,,Urbiotopen" Hochasiens nur etwa ein Reh auf je 100–200 ha angetroffen habe, wobei diese ,,Urbiotope" keineswegs die ganze Landschaft bedecken, sondern nur bestimmte Ausschnitte aus ihr darstellen, so daß der Autor betont, hier handele es sich nicht mehr um ,,Wilddichte", sondern um nicht mehr bejagdbare ,,Wilddünne"! Die natürliche Folge sei, daß den Rehen der Wildnis der notwendige Lebensraum für ihre optimale Entwicklung zur Verfügung stehe.

Nun ist das Reh von Haus aus kein am Boden äsender Grasfresser wie etwa der Rothirsch, sondern ein Konsument von Knospen, Blättern, frischen Trieben, die es langsam umherziehend in gewisser Höhe über dem Boden aufnimmt.

Diese Pflanzenteile sind aber besonders reich an Eiweiß und an Vitaminen. Aus den Untersuchungen von H. Wackernagel weiß man, daß Rehe gerade eine solche Kost benötigen, um Wurminfektionen in selbst größerem Maße zu ertragen. Wenn nun ein zu hoher Rehbestand solche Pflanzen stark nutzt, gehen zunächst die bevorzugten Arten an Zahl zurück, weil sie zu stark beweidet werden, sie verschwinden schließlich mehr oder minder; andere Pflanzenarten treten an ihre Stelle, wie es dem Landwirt von jeder Viehweide geläufig ist. Bei gleicher Fläche sinkt der Wert der Weide ab, sie bietet immer weniger bevorzugte Äsung, das zusagende Nahrungsangebot wird knapper. Dazu kommt ein weiterer Gesichtspunkt: ist das Rehwild aus Mangel an Knospen, Blättern und frischen Trieben genötigt, Nahrung vom Boden, etwa frische Saat anzunehmen, infiziert es sich leicht mit den Eiern oder Larven der Magen- und Darmparasiten, die mit dem Kot abgehen. Das Rotwild wird mit solchen Infektionen als Bodenäser besser fertig, während das Reh als Laubfresser wesentlich anfälliger ist, ähnlich wie Wisent und Elch.

Ist der Rehbestand sehr hoch, kann diese Infektionsquelle die einzelnen Individuen empfindlich schädigen. Als Folge der Entwicklung insgesamt hat das durchschnittliche Gewicht unseres Rehwilds in vielen Gegenden beträchtlich abgenommen. Nach E. Schäfer haben sich in Schleswig-Holstein die Wildbretgewichte (ohne Eingeweide), die Ende des vorigen Jahrhunderts bis 25 kg betrugen, so verringert, daß sie selten 17 kg übersteigen.

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

H. Ellenberg führt aus, daß das Durchschnittsgewicht von über 24 Monate alten Böcken aufgebrochen, ohne Eingeweide, in der Bundesrepublik heute bei etwa 15 kg liegt, daß es aber auch vielerorts Rehbestände mit nur 12 kg, daneben aber auch solche mit 20–25, maximal sogar 27 kg gibt. Er zieht aus seinen Untersuchungen den Schluß, ,,daß nämlich das durchschnittliche Gewicht von Rehbeständen Aufschluß über das vorhandene Nahrungsangebot und seine Nutzung gibt'' – Wo große Rehe leben können, kann das Nahrungsangebot nicht übermäßig genutzt worden sein; wo kleine Rehe leben, herrschen entweder für diese ungünstige Lebensbedingungen, oder – und dies ist die überwiegende Mehrzahl der Falle – es haben zu viele Rehe die nur für weit wenigere ausreichende Äsung langfristig übermäßig genutzt und dabei die guten Futterpflanzen dezimiert, wenn nicht ausgerottet. Das Durchschnittsgewicht solcher Bestände nimmt ab; die Gehörnbildung wird schlecht; der Anteil der sogenannten Abschußböcke steigt. Es treten vor allem ,,Knopfspießer'' auf, einjährige Böcke, die im zweiten Lebenssommer kräftige Spieße oder noch stärkere Gehörne tragen sollten, aber nur knopfartige, oft kaum sichtbare Bildungen vorweisen. Man könnte diesem Notstand bis zu einem gewissen Grad durch reichhaltige Fütterung mit viel Eiweiß und mit Vitaminpräparaten entgegenwirken, doch ist bisher in freier Wildbahn hiermit kein durchschlagender Erfolg erzielt worden.

Das für jeden Naturfreund bedauerliche Ergebnis ist nun die Tatsache, daß in weiten Gebieten unserer Heimat heute eine reduzierte Form unseres ursprünglichen Rehs lebt, die von den Fachleuten als ,,Kleinreh'' bezeichnet wird. Die mehrjährigen Böcke weisen, aufgebrochen ohne Eingeweide, im Durchschnitt nur noch 12 kg Gewicht auf, also nur die Hälfte dessen, was sie wiegen würden, wenn ihre Eltern und sie unter guten Lebensbedingungen aufwachsen dürften, wenn die Jagdreviere nicht übervölkert wären. Daß nun das Pflanzenkleid unserer Heimat geschädigt wird, interessiert einen Großteil der Jägerschaft ersichtlich wenig. Wie kam es aber zu dieser Überbevölkerung? Nur relativ wenige Reviere weisen heute Rotwild, Damwild und Schwarzwild auf; das Niederwild ist, wie oben aufgezeigt, durch Flurbereinigung und intensive Landwirtschaft erheblich vermindert worden. Das Reh ist nun zur wichtigsten Beute unserer Jäger geworden; die Qualität vieler Reviere wird danach bewertet, wie zahlreich ihr Rehbestand ist. Nun sollen die Reviere noch kleiner, ihre Zahl vermehrt werden, während jene der Jäger aber immer weiter anwächst; diese wollen ihre Rehböcke aber keinesfalls missen. Es liegt auf der Hand, daß viele Reviere zu geringe Zahlen für den Rehbestand melden, daß man sich bemüht, auf diese Weise möglichst viel Rehwild zu halten, und daß man es in Kauf nimmt, daß die Gehörnbildung schlecht und das Reh zum ,,Kleinreh'' wird, einfach, weil es nicht mehr die entsprechende Äsung findet. Allmählich erkennen auch viele Jäger, daß dies nicht etwa die Folge schlechter Erbanlagen ist, wie man früher meinte, sondern daß es sich schlicht und einfach um ein Ernährungsproblem handelt. Aber der einzelne Revierinhaber kann wenig an diesem Zustand ändern, wenn nicht allgemein die Zahl des Rehwildes erheblich gesenkt wird, wie es bereits heute in der DDR geschieht, wo nur noch vier Rehe je 100 ha geduldet werden, also etwa ein Drittel der Zahl bei uns. Daß viele Jagdpächter, die revierfern wohnen, zudem die Zahl ihres Wildes gar nicht kennen und meist erheblich unterschätzen, ist bekannt. Ein schönes Beispiel: Von der falschen Einschätzung des Bestandes selbst in einem Forschungsrevier berichtet E. Schäfer aus Dänemark. Hier wurden insgesamt 70 Stück Rehwild gezählt; dann wurden alle Rehe abgeschossen, um die Entwicklung bei der Neubesiedelung zu beobachten: nun lagen 213 Stück auf der Strecke, also das Dreifache des gezählten Bestandes! Wie sich aber die Zunahme in einem genau bekannten Revier auswirkt, dafür gibt der gleiche Autor ein sehr lehrreiches Beispiel. In einem norddeutschen Revier betrug die Rehdichte von 1925 bis 1929 lediglich 4 je 100 ha. Jährlich wurde nur ein, dafür aber hochkapitaler Bock mit 400–500 g Gehörngewicht geschossen.

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

Nach 1934 stieg die Rehdichte auf 8 je 100 ha, die doppelte Anzahl von Böcken wurde gestreckt, doch lagen nun die Gehörngewichte unter 300 g, hochkapitale Böcke waren nicht mehr darunter! Heute werden aber meist Dichten von 10 – 12 Rehen auf 100 ha für erträglich gehalten und auch erreicht.

Im Gebiet der heutigen Bundesrepublik wurden nach Schäfer 1937 – 1939 jährlich ca. 300000 Rehe erbeutet, 1964 aber waren es 600000. Ersichtlich reicht der Abschuß nicht aus, um den Bestand auf gleicher Höhe zu halten, geschweige denn, ihn zu verringern. Wie bereits mehrfach erwähnt, werden bei uns die Abschußzahlen auf Grund des gemeldeten Bestands festgesetzt. Die Entwicklung beweist, daß diese Meldungen nicht geeignet sind, ein objektives Bild zu ergeben. Ellenberg hat daher nach einem anderen Weg gesucht, um die Rehbestände zu werten. Die Größe eines Rehes drückt sich nämlich besonders markant in der Länge des Unterkiefers aus, den jeder Jäger mit der Trophäe aufbewahren sollte; sie ist also für die einzelnen Reviere relativ leicht feststellbar. Kleine Rehböcke mit aufgebrochen etwa 12 kg Gewicht haben 142 mm Unterkieferlänge, bei 15 kg steigt sie auf 151 mm, während es große Rehböcke mit 25 kg, aufgebrochen ohne Eingeweide, auf 165 – 170 mm Länge bringen. Nun fordert Ellenberg, daß die Jäger eine mittlere Qualität von rund 18,5 kg und 158 mm Kieferlänge als Minimum anstreben sollten, um auf diese Weise, wenn auch noch nicht zu Großrehen, so doch zu größeren Rehen mit zufriedenstellenden Trophäen zu kommen. Man muß also die Abschußzahlen so lange erhöhen, bis das Gewicht und damit die Unterkieferlänge die notwendigen Ausmaße erreicht haben. Nach Rodewald hat man dieses Ziel in der Oberforstdirektion Stuttgart auf 100000 ha Fläche erreicht, indem man über 20 Jahre lang mehr als 7 Stück Rehwild je 100 ha erlegte. Erst durch solchen Eingriff wird es möglich, wieder zu starken, gesunden Rehbeständen mit guten Gehörnen zu kommen. Dadurch wird sich auch das Pflanzenkleid in Wald und Feld wieder erholen, wenn zudem ausreichend zugefüttert wird. Das Ziel sollte also sein, weit weniger, dafür aber gesündere, größere Rehe und stattliche Trophäen zu erhalten.

Leider hat sich diese Einsicht längst nicht überall durchgesetzt. Selbst aus der Spitze mancher Jagdverbände erheben sich Stimmen, die noch mehr Rehe fordern, um die wachsende Zahl an Jägern befriedigen zu können. Das aber würde dazu führen, daß aus unseren Rehen endgültig eine Kümmerform wird und zudem unerträgliche Schäden an unserer Flora auftreten würden. Die betreffenden Herren meinen, man müsse unsere Natur dem von ihnen gewünschten Bestand an Rehen anpassen, man müsse sich dem Willen dieser Jäger fügen. Es ist zu hoffen, daß die Vertreter dieser Ansicht überall auf den entschlossenen Widerstand der Naturfreunde stoßen. Kein Einsichtiger wird wünschen, daß Wald und Feld zu einer Zuchteinrichtung für recht viele minderwertige Rehe werden, nur, um das Jagdbedürfnis einer Minderheit zu befriedigen.

Man darf zudem nicht übersehen, daß die emotionalen Widerstände gegen die Jagd in der Bevölkerung erheblich gewachsen sind und beachtet werden müssen. Während früher die Jägerschaft für ihr Tun, ihr Brauchtum, ihre Sprache weitgehend Verständnis fand, während man früher einsah, daß das Wild bejagt werden mußte, damit es nicht überhand nahm und die Erträge von Land- und Forstwirtschaft über Gebühr minderte, hat sich die allgemeine Einstellung heute in vieler Hinsicht geändert. Zudem hat das Niederwild vielerorts so verheerend abgenommen, daß es wohl kaum noch größeren Schaden anrichten könnte und in manchen Gebieten deshalb gar nicht mehr bejagt zu werden brauchte. Ebenso sind die Sumpf- und Wasservögel selten geworden, denn man nahm ihnen den Lebensraum zur Brut und Jungenaufzucht. Auer-, Birk- und Haselwild starben in vielen

©Naturwissenschaftlicher Verein für Schwaben, download unter www.zobodat.at

Gebieten aus, ebenso wie die Waldschnepfe; es ist nur zu bedauern, daß die Restbestände immer noch bejagt werden dürfen. Gams-, Rot- und Schwarzwild sind heute auf wenige Gebiete beschränkt. So ist die Jagdbeute, die im Jahresdurchschnitt auf den Jagdscheininhaber entfällt, recht mager geworden. Die überwiegende Mehrzahl unserer Mitbürger aber wird es nicht verstehen, wenn man versuchen wollte, das Fehl auszugleichen, indem man eine Kümmerform unseres ursprünglichen Rehs in Menge produziert, allein um Beute zu machen, zum Schaden unserer Pflanzenwelt, unseres Waldes und des Rehwilds selbst. Noch weniger kann sich ein Naturschützer damit einverstanden erklären, daß die Strecke durch einen nützlichen, unschädlichen schönen Greif, den Bussard, angereichert wird, während man sich bemüht, Fasanen in Menge zu züchten.

Von Schrätzer und Zingel, Streber und Rapfen

von Georg Steinbacher und Erhard Robert Wiesner

Von den nach W. Ladiges und W. Voigt in den alten deutschen Reichsgrenzen vorkommenden 83, das Süßwasser stets oder zeitweise bewohnenden Fischarten sind einige auf das Stromgebiet der Donau beschränkt: sie bewohnen es ganz oder nur zum Teil. Der Huchen *Hucho hucho* fehlt z. B. nur dem Unterlauf des Stroms ähnlich wie der Steingressling *Gobio uranoscopus*, während der Frauenfisch (Donauneruflug) *Leuciscus virgo* das obere und mittlere Flußgebiet, dazu aber Oberitalien besiedelt. Zu diesen Donaufischen zählen drei Arten der Familie Barsche, die nur hier zu Hause sind (allein der Zingel kommt auch im benachbarten Dnjestrgebiet vor), nahe Verwandte des Kaulbarschs *Acerina cernua*, der fast ganz Europa ohne Spanien und ohne einen Großteil der Mittelmeerländer besiedelt. Es sind dies der Schrätzer *Acerina schraetser*, der Streber *Aspro asper* und der Zingel *Aspro zingel*. Alle drei sind Bodenfische, die sich am Grund der Gewässer aufhalten.

Der Schrätzer lebt in tieferen Flüssen über Sand- oder Kiesgrund; der Streber bevorzugt seichtes Wasser über Kiesboden, der Zingel hält sich in flachem Wasser auf und lebt nächtlich. Alle drei brauchen fließendes Wasser. Der Schrätzer (Bild 1) wird bis 30 cm lang und 250 g schwer, er zeigt auf Rücken und Seiten gelbliche bis messingfarbige Tönung und drei bis vier Längslinien; der Streber (Bild 2) wird kaum über 18 cm lang, hat gelbbraune Farbe mit 4 – 5 unregelmäßigen Querbinden und weißliche Bauchseiten; der Zingel (Bild 3) erreicht bis 20 cm Länge, ist gelbbraun gefärbt mit 6 – 7 dunklen verwaschenen Querbinden. Für den Schrätzer wird in der Literatur betont, seine Heimat seien die Donau und ihre Nebenflüsse wie die Roth, Günz, Schmutter, Zusam, Wörnitz usw. Die Lebensweise dieser drei Barscharten ist wenig bekannt. Alle drei fallen durch langgestreckten Körper auf, Zingel und Streber haben unterständiges Maul. Alle drei Arten sind Kleintierfresser. Über das heutige Vorkommen aller drei wissen wir nahezu nichts. Aus dem Werk von Andreas Wiedemann „Die Fische des Regierungsbezirkes Schwaben und Neuburg" sei über das frühere Vorkommen hier zitiert:

„In unserem Regierungsbezirk steigt der Zingel zur Laichzeit auch in den Lechfluß bis zur Vereinigung desselben mit der Wertach in Augsburg empor, woselbst in einzelnen Jahren Zingel in größerer Anzahl gefangen werden. Er besitzt ein weißes, schmackhaftes Fleisch.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Berichte des naturwiss. Vereins für Schwaben, Augsburg

Jahr/Year: 1977

Band/Volume: 81

Autor(en)/Author(s): Steinbacher Georg

Artikel/Article: Zielkonflikt: Jagd - Naturschutz 12-18